



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wanderungen durch Pesth. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wanderungen durch Pesth.

I.

Der Paß und die Romantik. — Die Wunder der Donauzelle. — Ochs und Pferd. — Ungarische Sanktboten. — Nationaltanz. — Ofen auch moralisch gegenüber von Pesth. — Wo sich Ofen und Pesth am besten ausnehmen. — Prosa im Baustyl. — Die schwarze Fahne auf dem Stadthaus nebst düstern Reflexionen. — Ein blankes Schwert als Emblem. — Schade um die Stockfische. — Ein merkwürdiger Mouchard.

Es war auf dem letzten „Medardi-Markt“ der ungarischen Hauptstadt — ich hatte zum ersten Mal diese Stadt besucht, die an den Ostmarken der Civilisation liegt, und zwar war ich nicht gekommen, um mit eigenen Augen zu beobachten, wie man hier ißt und trinkt, lacht und weint, geht und fährt, denkt und spricht; sondern ich war gekommen, um — mit eignen Händen die Quantität Wolle zu kaufen, die mir bisher durch Zwischenhändler zugeführt worden. Da ich indeß einmal in der merkwürdigen, uns Deutschen so wenig bekannten Stadt war, wollte ich auch einige Beobachtungen machen. Vom Beobachten zum Beschreiben ist aber für den Deutschen nur ein kleiner Schritt; der Eine schreibt in sein Tagebuch, der Andere in eine Zeitung. Warum sollte denn ein Wollhändler nicht eine Reisebeschreibung machen dürfen? War doch König Saul einst unter den Propheten — hat doch ein Bäcker in Frankreich hochpathetische Verse geschrieben, haben doch zwei deutsche Schuhmacher sich durch die Feder berühmt gemacht, der eine, indem er Theaterstücke und allerlei Gefänge fabrizirte, der andere, indem er ein theosophisches Werk mit seinen bepechten Händen verfaßte.

Nachdem ich mein Wollbedürfniß befriedigt, fuhr ich in den in Pesth unvermeidlichen schwarzen Frack, bedeckte meine Hände mit untadeligen Glacehandschuhen, steckte ein wohlbesetztes Tagebuch ein und eröffnete meine Fahrten. Ich benahm mich hiebei gegen die deutsche Angewöhnung. Wir Deutschen schreiben sonst lange, lange ehe es zum Handeln kommt; ich

handelte zuerst, dann schrieb ich. Ich hatte das von dem großen Schelm Talleyrand gelernt: *frappons d'abord et puis nous nous expliquerons.*“

Mein Tagebuch theilte ich in zwei Abschnitte. Wir lernen das Eintheilen mit dem ersten Blick auf die Landkarte unseres geliebten Vaterlandes. Der erste Abschnitt führt die Ueberschrift: „Beobachtungen, die jeder Gimpel machen kann;“ der zweite ist überschrieben: „Beobachtungen, die nicht jeder Gimpel machen kann.“ Es ist jedoch möglich, daß in dem einen Abschnitt Manches vorkommt, was in den andern gepaßt hätte.

Bereits bei der Ankunft war mein Herz durch einen besondern Umstand für diese herrliche Stadt eingenommen worden. Als ich vom Dampfer an's Land stieg, reichte ich „unterthänigst“ meinen Reisepaß dem am Ufer wachhabenden Polizeimann hin. Dieser wußte anfangs nicht, was ich von ihm wollte, und als ich ihm mein Anstunnen begreiflich machte, lachte er hell auf und sagte: „Machen's kein Spaß, seien ja in Pesth.“ — Ich hätte den Mann umarmen mögen. Habe ich dich also gefunden, dachte ich, herrliches Land, wo noch Romantik möglich ist! Auf dem ganzen civilisirten Continent hat das leidige Paßwesen den Baum der Romantik schrecklich entlaubt. Wo kann man heute mit niedergelassenem Bistur herumwandern, als höchstens in Zeitungen? Das schreckliche: *votre passeport!* fällt in die Zügel des Rosses. Das reizende Incognito ist für Bürgerleute ein leeres Wort geworden. Geseht, ein zarter Jüngling hieße Melchior Balthasar Rindsmaul; thörichte Eltern haben ihm bei der Taufe diesen unseligen Namen gegeben. Was thut der unglückliche Jüngling? Er nimmt in der Gesellschaft den Namen Romeo Lilienhauch an; denn wer würde ein „Rindsmaul“ küssen? Kann eine Julie vom Balkon herab den Namen Balthasar flöten? — Aber was geschieht? Ein Polizeiadjunkt befindet sich einmal mit dem Jüngling in derselben Gesellschaft. Es ist ihm unerträglich, daß die Julie des Hauses nur für Romeo Augen hat, und er flüstert seiner Nachbarin zu: „Auf Ehre! der junge Mensch heißt Melchior Balthasar Rindsmaul, ich habe ihm selbst die Aufenthaltskarte geschrieben.“ Die unselige Kunde läuft um, und — der zarte Jüngling flieht im tiefsten Schmerz auf immer Haus und Stadt!

Nie werde ich es meinem Paß vergeben, daß es dort in der Personenbeschreibung heißt: „Nase gewöhnlich.“ Das könnte Einen zum Selbstmord verleiten, zumal wenn man weiß, welche Rolle die Nase in Lavater's Physiognomik spielt.

„Glückliches Ungarn,“ rief ich bei den Worten des Polizeimannes; hier darf Einen Niemand bei der Nase fassen, kein Paß darf Einem in's Gesicht

sagen: Sie haben dicke Lippen, rothe Haare, graue Augen; „sonstige Merkmale“: Klumpfuß, schiefer Mund, hoher Rücken.

Die Pesther Gasthäuser sind wahre Paläste, und so großartig viele Privathäuser hier gebaut sind, so können sich doch wenige mit dem imposanten Aeußern der Hôtels hiesiger Wirthe messen. Außer dem Behagen, welches ich beim Eintritt in das herrliche Gasthaus zur „Königin von England“ empfand, durchzitterte meine Seele noch ein anderes, viel freundigeres Gefühl. Ich dachte nämlich, wie trotz Diplomatie und Politik die Volkssouveränität bereits factisch bestände. Was für ein großer Herr ist das Volk in neuerer Zeit geworden. Es befriedigt seine Baulust in einem Maßstabe, daß der vierzehnte Ludwig daneben wie ein Bettler erscheint; es hat seine Kunstpassionen, wie die Medicäer, es legt Parks und Promenaden an, errichtet die glänzendsten Theater, beglückt mit seinem Beifall, vernichtet mit seinem Mißfallen. Auf Reisen steigt es schneller hin, wie Napoleon, und bei seiner Ankunft reißen Paläste die Thore auf, Portiers mit großem Stock und colossalen Schärpen öffnen den Wagenschlag, Bediente fliegen auf und nieder, Erfrischungen werden hergezauert, wie mit der Wunschruthe. — Herzlich lachend erinnerte ich mich an die Beschreibung eines Straßburger Gasthauses vor 400 Jahren in Walter Scott's „Karl der Kühne,“ wo ein einkehrender Engländer nur auf besondere Empfehlung ein Stübchen bekommen kann, und hungern muß, bis es dem mürrischen Wirth gefällt, das Essen für sämtliche Gäste auftragen zu lassen.

In den größern Pesther Gasthäusern habe ich zwei schöne Einrichtungen bemerkt; auf dem Gange der ersten Etage, oder an der Mauer des Hofes befindet sich eine große Uhr, und in den gewaltigen Speisesälen, die so groß sind wie der weiße Saal in Berlin, sieht man keine Zeitungen, wahrscheinlich um den Appetit nicht zu verderben. Nur auf ausdrückliches Verlangen wird eine Zeitung aus dem Kaffeehause geholt, welches jedes Gasthaus in der Nähe des Speisezimmers besitzt. Dagegen wird in ganz Pesth nirgends Table d'hôte gehalten. Wahrscheinlich wollen sich die Gäste nicht geniren lassen, und die Wirthe könnten bei der großen Eßlust der Ungarn und Oesterreicher den Preis nicht hoch genug ansetzen.

Aus den Fenstern der „Königin von England“ kann man gleich sehen, was Pesth am meisten charakterisirt. Da erstreckt sich der lange prächtige Quai, „Donauzeile“ genannt, wo das eigentliche Volk Markt hält. Auf den ersten Blick sieht man, daß die Ungarn nichts weniger als Sansculotten sind; im Gegentheil ihre Hosen sind die augenfälligsten in der alten und neuen Welt. Die sogenannte gebildete Welt kleidet sich wohl auch hier nach den

Schneidergesetzen von Wien, Paris und London. Aber nur im Volke lebt ein gesunder Sinn, und dieses Volk sieht nicht ein, wozu der Mensch doppelter Beinkleider bedürfe. Man muß sich jedoch nicht weiß machen lassen, das Volk gehe hier in schönen Unterhosen. Bei einfachen Dingen gibt es kein Unter und kein Ueber. Wahrhaftig, diese guten Landleute sind zu beneiden in ihrer Einfachheit und in ihrer Verachtung aller krankhaften Bedürfnisse des Luxus, welches Wort, nebenbei gesagt, aus dem Griechischen stammt und Verlehrtheit bedeutet. Thatsache ist es wohl, Menschen und Völker ohne Bedürfnisse sind träge und arbeitsscheu, machen keine Erfindungen, treiben keinen Welthandel, hecken keine weitgreifenden Unternehmungen aus und haben — kein Geld. Die Negation des Geldes ist freilich ein positives Unglück, doch nicht für jeden. Im Grunde ist Geld nur eine Staatsanweisung au porteur, die von den Administratoren aller Gasthäuser, Dampfsboote, Eisenbahnen und Postämter, von jedem Kaufmann, Kellner und Fiaker honorirt wird. Wer aber all' das nicht braucht, dem ist ein Souverän nur ein Stück gelben Blechs und eine Banknote nicht mehr als ein Fidibus. Gewiß, der alte Jean Jaques, welcher behauptete, Kunst und Wissen hätten die Welt unglücklich gemacht, würde seine Freude an diesen Naturmenschen haben.

Was einem Fremden auf dieser Assemblée der Donauzeile am meisten auffällt, das sind die ungeheuren Schnurrbärte, welche das Gesicht des ungarischen Landmannes zur Hälfte bedecken. Wenn man Frankreich das Land der Mode, England die Werkstätte der Industrie, Spanien den Bezirk des Hochmuthes, Deutschland die Region der Träume nennt, dürfte man Ungarn das Reich der Schnäuze nennen. Der Himmel hat dieses schöne Land in seiner Liebe mit so vielen Haaren beschenkt, daß alle Kahlköpfe Europa's sich da mit Perrücken versehen könnten, und es wird noch viel Haare lassen müssen, bis die Civilisation an seiner Frisur nichts auszusetzen finden wird.

Eine eigene Façon haben die Hüte des Landmannes. Sie besitzen nicht die obligate innere Hohlheit der civilisirten Hüte und schützen das Gesicht so wenig wie diese vor Sonne und Wetter, dagegen haben sie ringsum die Krampen in Gestalt einer breiten Rinne aufgeschlagen, worin sich eine bedeutende Last von Schnee und Regenwasser sammeln kann. Diese Einrichtung ist insofern zweckmäßig, als sich der ungarische Landmann nicht genug an den Druck von oben gewöhnen kann.

Eine zahllose Menge von Lastschiffen liegen längs der ganzen „Donauzeile“ vor Anker. Der Fremde, der unsre Rhein- und Elbschiffe kennt, wird die Form dieser Schiffe ziemlich alt finden; so muß wohl die Arche Noah's

ausgesehen haben. Vor Anker liegen ist auch für diese Schiffe ein ganz unrichtiger Ausdruck, sie haben keinen Anker; wenn sie halten sollen, müssen sie mit Stricken an den Pfählen am Ufer angebunden werden. Die pfeilschnelle Donau kann auch nicht mit Segeln befahren werden, wie die langsamen Flüsse Deutschlands. Wenn die Donauschiffe zu Berg fahren, müssen sie von Pferden gezogen werden. Man begegnet oft mehreren Dugenden an das Schiffseil gespannter Pferde und es kann da von günstigem Winde keine Rede sein, sondern nur von den Wirkungen des Heu und Hafers. Doch schmähen wir diese Schiffe nicht, sie kommen weit her von Deutschland und den türkischen Grenzen. Von Oben bringen sie Kaffee, Zucker, amerikanischen Tabak, Manufakturwaaren aller Art, Millionen Löpfergeschirre und Kehlheimer Platten. Von Unten schickt das Kind der Pusten *) sein Fett und seine Haut zu Markt, der Gutsherr des Banates sendet die Früchte des Bodens und das Haar des Lammes, welches von Pest bis nach England und Frankreich wandert und dort die Blöße eines Pairs und Ministers deckt. — Aus Tirol sogar kommen ganze Wälder in Flöße verwandelt, herabgeschwommen. Ach, der frische grüne Baum, unter welchem die schmucke Tirolermaid ihre Jodler bis an die Wolken, mit der Lerche wetteifernd, tönen ließ, in dessen Schatten sie mit einem wackern jungen Hirten süße Küsse tauschte, dieser Baum liegt da wassertrunken, todt und dumpf, und ein Tischler wird in seinen Leib schneiden und sägen, um einen Stuhl zu verfertigen, auf dem irgend ein Philister mit stumpfen Sinnen irgend eine alberne Zeitung buchstabiren wird. — Doch hinweg mit diesen düstern Gedanken, kommen wir doch selbst einst in den Magen der Würmer. Treten wir lieber aus dem Gasthaus und mischen uns unter die Menge, die auf der „Donauzeile“ hin und her strömt.

Himmel, was hat eine so große Stadt für einen großen Magen! welche Masse von Hühnern, Eiern, Gänsen, Ferkeln, Enten, Schweinen, Grünzeug und anderes Zeug verschlingt sie alle Tage. In keiner Stadt kann man diese Bemerkung so summarisch machen, wie in Pesth auf der „Donauzeile“ am Morgen eines Wochenmarktes. Auf diesem Platz sind alle Magenessenzen, die für den Städter vom Lande hereingebracht werden, zusammengedrängt. Der weite Raum ist buchstäblich bedeckt mit Menschen, Wagen, Pferden, Ochsen und Victualien. Welche seltsame Launen hat doch die Natur; die ungarischen Ochsen stehen keinem ebenbürtigen Geschlecht in der Welt nach, während die Pferde kaum diesen edlen Namen verdienen; sie sind höchstens

*) Ungarische Weideplätze, wo ungeheure Heerden Tag und Nacht im Freien sind.

großgewachsene Kagen. Wenn der ungarische Bauer drei Hühner oder zwei Duzend Eier fahren soll, spannt er vier bis fünf solcher „Pferde“ vor sein Wägelchen. Wagen kann man diese Fahrzeuge nicht nennen, die der Erfindung des ersten Wagners in den Zeiten der Mythologie entsprechen; nur mit den russischen Kibitken dürften sie einen Vergleich aushalten können.

Der magyrische Natursohn, wie man ihn da auf dem Wochenmarkt in hunderten Exemplaren sehen kann, hat wohl finstere Züge, wild herabhängendes Haar, einen furchtbaren Schnurrbart, einen spizen stechenden Blick, einen angeborenen grünlich bleichen Teint, den Sonne, Wind und Wetter noch etwas düsterer gefärbt, aber man muß sich gar nicht vor ihn fürchten. Er besitzt freilich nicht das einweiche Gemüth des Deutschen, die Politesse des Franzosen, ja er kann fluchen wie kein anderes Menschenkind; er ist darum doch die beste Seele von der Welt. Er ist noch heute so gastfrei, wie es die Deutschen einst gewesen sein sollen. Dieses finstre Gesicht kann schäumend lustig sein, wenn das Weinglas blinkt, ja er tanzt sogar, der ungehobelte Patron, wenn die Geige des Zigeuners, seines privilegierten Musikanten, ihr seltsam wildes Lied im Wirthshaus beginnt, und die glühenden Augen der ungarischen Maid sein leicht wallendes Blut erhitzen.

Das ungarische Volk kennt nur einen Tanz den „Csardas“. Unsere verzärteltesten Damen würden gewiß die prüden Augen von diesem Lieblingstanz Ungarns abwenden. Der „Csardas“ ist nicht eine gleichmäßig verschiedene Stellung der Füße nach einem menschlichen Takte, sondern ein wildes convulsives Zucken aller Muskeln von der Fußsohle bis zum Scheitel. Er ist die wildeste sinnliche Leidenschaft in ihren choreographischen Symbolen ausgedrückt. Und doch wird der Csardas selbst auf den Ballen der gebildeten Welt sehr häufig getanzt; ja die Damen gestehen es unverhohlen, daß sie diesen feurigen Tanz den deutschen und französischen Tänzen vorziehen, die ihnen zu frostig und gemessen scheinen. Rümpfen Sie indessen nicht die Nase, zarte Landsmännin, das Sprüchwort sagt: ländlich sittlich. — Unsere Tänze sind kalt, wie unsere Weine, unsere Liebe und unsere Philosophie. Ungarn hat heiße Weine, heiße Herzen, heiße Köpfe und heiße Tänze. Die treffendste Beschreibung des „Csardas“ findet man in Karl Beck's „fahrenden Poeten.“

Die „Donauzeile“ ist gewiß eine der prächtigsten und interessantesten Straßen der Welt. Sie läuft sehr breit über eine Stunde lang an dem prächtigen Strome hin und man hat fortwährend auf der einen Seite eine Reihe herrlicher Häuser und gegenüber die auf malerischen Höhen gelegene Stadt Ofen, die zweite Hauptstadt des Landes. Abends ergeht sich darum

die schöne Welt von Pesth auf dem breiten Trottoir der Donauzeile, um die kühle Wasserluft einzuathmen, den schönen Anblick der hinter den Bergen von Ofen niedergehenden Sonne zu genießen, die auf Dampfbooten ankommenden Fremden zu betrachten und wohl auch um selbst gesehen zu werden. Ich sprach gegen einen Herrn, mit dem ich auf der Donauzeile spazierte, meine Bewunderung über die reizende Lage der Stadt Ofen aus. Ja wohl, sagte dieser lächelnd, Ofen nimmt sich auch nur gut aus, wenn man es von hier sieht. Ich habe später gefunden, daß der Mann nicht Unrecht hatte. Ofen ist weit hinter Pesth zurückgeblieben; es ist eine Beamten- und Garnisonsstadt. Man könnte sagen, Ofen und Pesth verhalten sich wie ein stehender Teich zu einem rastlosen Strome. In Ofen wohnen fast durchwegs deutsche Einwanderer. Der politische Aufschwung Ungarns hat diese Stadt nicht mitgehoben, die Straßen sind schlecht oder gar nicht gepflastert, die Gast- und Kaffeehäuser kleinstädtisch, und die Häuserreihen zeigen nichts von der Jugend, dem Lebensmoment und dem schwellenden Reichthum der Stadt Pesth. Die Pesther kommen nur über die Donau, um die Schwefelbäder Ofens zu benutzen oder in die Gebirge zu fahren. Es gibt viele Pesther, die in ihrem ganzen Leben nicht in die eigentliche Stadt Ofen, die Festung genannt, hinaufgestiegen sind. In dem Ofener Schloß herrschte unter dem verstorbenen Palatin ein zurückgezogenes Stillleben und in der Statthalterei (Regierung) hat der Pesther wenig zu thun. Dagegen kommen die Ofner viel herüber, um in den herrlichen Handlungen Pesths ihre Einkäufe zu machen, die Theater zu besuchen, und in den Gast- und Kaffeehäusern sich göttlich zu thun. Seltsamer Weise contrastiren die beiden Städte auch dadurch, daß sie im Verlauf dieses Jahrhunderts durch entgegengesetzte Elemente fast vernichtet wurden, indem Pesth im Jahre 1838 die große Ueberschwemmung erlitt, während Ofen im Jahre 1810 durch eine furchtbare Feuersbrunst an 800 Häuser verlor.

Uebrigens habe ich die Erfahrung gemacht, daß Pesth und Ofen sich am besten ausnehmen, wenn man in keinem von beiden, sondern auf der Donau ist. Man überblickt dann auf der einen Seite die prächtige Häuserreihe längs der Donauzeile, auf der andern die hochliegende Ofner Festung, den steil gegen den Strom abfallenden Blocksberg, auf dem sich eine Sternwarte befindet und eine Flagge aufgezogen wird, wenn ein ankommendes Dampfboot in der Ferne sichtbar wird; auf der Donau selbst die vielen Dampfer und Lastschiffe, eine Unzahl von Schiffmühlen, die baumreiche Margaretheninsel — man kann sich nichts malerischer denken. Ueberdies leidet man auf dem Strom nicht von dem entsetzlichen Staub, der auf dem

Land wirklich qualvoll ist, und bei einigem Winde die Straßen wie ein dichter Nebel verfinstert. Diesen unvergleichlichen Staub regt nicht bloß die Stadt selbst auf, sondern er wird von dem anliegenden weiten Rakosfeld hereingetragen, wo einst die berühmten Reichstage unter freiem Himmel gehalten wurden. Die Reichstage haben aufgehört, aber der Staub ist geblieben und zeigt sein fortwährendes Dasein auf eine äußerst unangenehme Weise.

Die meisten Fremden beginnen ihre Fahrten durch Pesth von der viel genannten Donauzeile, denn hier legen die Dampfer an und befinden sich die besuchtesten Gasthöfe. Eine Menge Straßen münden in diese lange Zeile; ich hielt meinen Einzug bei der Pfarrkirche. Ich muß hier die Bemerkung machen, daß Pesth, wie die meisten neuen Städte keine großartigen Kirchen, keine in den Himmel ragende Thürme hat. In der Baukunst ist bekanntlich auch der Ausdruck „Styl“ üblich, und in dieser Kunst ist wie in allen Künsten der neuern Zeit die Prosa vorherrschend. Die Baukunst schreibt heutzutage nicht in die Luft hinein mit Pyramiden, Münstern, Spizbögen und colossalen Kuppeln. Der Geist der Gleichheit hat sich auch der Bauten bemächtigt; das Haus des Bürgers will nichts über sich hervorragen lassen, als höchstens die Schornsteine, durch welche der Rauch der bürgerlichen Küche emporsteigt.

Man steht auch in Pesth, so schön die neuern Bauten sind, kein einziges Haus, das den Namen Palast führte, obgleich viele Häuser den Namen von Cavalieren tragen. Das ist eine seltsame Eigenthümlichkeit dieser Stadt, daß fast alle größeren Häuser nach den Namen ihrer Besitzer bezeichnet werden. Diese Gewohnheit rührt von der Zeit her, wo die Häuser hier noch nicht nummerirt waren, und es ist wirklich zu bewundern, mit welchem erstaunlichen Gedächtniß fast jeder Einwohner angeben kann, wo die vielen also benannten Häuser aufzufinden sind. Ich habe es aus sicherer Quelle, daß in ganz Pesth auf 4915 Gebäuden sich nicht mehr als drei vierstöckige und 62 dreistöckige Häuser befinden. Gegenwärtig wird über drei Stock nicht mehr gebaut, was ganz den Geist der Zeit entspricht. Die alten Städte liebten die finstre Deffentlichkeit der Straßen, die neuern können nicht genug Licht haben.

Die große Ueberschwemmung im Jahre 1838 hat wohl viel Unheil angerichtet, über 2000 Häuser sind damals zusammengestürzt, aber das kräftige Lebensmoment der ungarischen Hauptstadt fand nur Gelegenheit, sich um so blühender zu entwickeln. Aus den Ruinen sind prächtige Stadttheile entstanden. Am herrlichsten ist die Leopoldstadt. Sie bildet ein fast regelmä-

biges Viereck, in welchem schnurgrade, breite, heitere Straßen, parallel laufend mit ähnlichen horizontalen im rechten Winkel kreuzen.

Man theilt nämlich die Stadt in die innere Stadt und in vier Vorstädte. Diese Eintheilung hat wohl einen historischen Grund; gegenwärtig gibt es jedoch keine scheidenden Schanzen und Wälle, keine Spur von Thoren, man müßte sie denn in den Häusern suchen.

Von der Pfarrkirche, die in der sogenannten innern Stadt liegt, führte mich ein schlechtgebautes Gäßchen auf den Stadthausplatz, wo die Obstweiber Markt halten. Das Stadthaus, ein weißes neugebautes Haus, unterscheidet sich blos durch seinen niedlichen Thurm. Es steht nach allen Seiten frei und ein gewisser ernster Anstrich läßt wohl errathen, daß es zum Behuf des Gemeinwohls erbaut worden. Eine schwarze Fahne wehte auf der Spitze des Thurmes. Sie verkündet die Landesstrauer über den Tod des Reichspalatin Erzherzog Joseph. Der ein und siebenzigjährige Greis erkrankte grade zu der Zeit, da eben im ganzen Lande große Vorbereitungen zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Verwaltung gemacht wurden. Durch seinen Tod wurden dem Lande große Summen für die bereits angeordneten Festlichkeiten erspart; doch hätte man gern diese Opfer gebracht, denn das Land hegte eine große Pietät für den im Amte ergrauten Mann, den Vertreter des in Ungarn hochgeachteten Königthums, zumal seine persönliche Erscheinung viel Sanftmuth und Menschenliebe verrieth. Die Völker sind aber solche gute Kinder, daß sie einige bürgerliche Tugenden und milde Blicke ihrer Fürsten mit der vollen Liebe ihres Herzens bezahlen.

Es gibt indeß in Ungarn liberale Stürmer genug, welche die ungeheuren Summen von Rechten und fördernden Gesetzen, die man dem Volke Jahrhunderte lang schuldig geblieben, bezahlt haben wollen, während man in neuerer Zeit höchstens spärliche Zinsen nothgedrungen herausgab. Diese Liberalen stimmen gar nicht ein in die Lobeserhebungen über den verstorbenen Palatin, welche durch alle Zeitungen gingen. „Was hat er denn eigentlich gethan, sagen sie, in dem halben Jahrhundert seines Palatinates? Schließ die Verwaltung nicht einen wahren Todesschlummer, bis wir in den letzten Jahren am Thore kräftig pochten. Und was wir seitdem erhalten, war keine freiwillige Gabe, es war die Beute heißer Kämpfe, für die wir wohl nicht zu Dank verpflichtet sind.“ Diese Hitzköpfe sagen ferner: „Wir kennen wohl das bleierne unfruchtbare System, dessen oberster Grundsatz ist, man müsse keine Concession machen, wenn sie nicht die Umstände gebieterisch erfordern; aber ein Palatin ist kein Polizeicommissär, der erhaltene Befehle blind vollziehen muß, sondern ein durch die Stände des Reiches erwählter

Berwalter des öffentlichen Wohles, dessen Händen das Land nur gegen seinen Eid auf die Verfassung anvertraut wird.“ Sie können es auch dem Verstorbenen nicht vergeben, daß er im Grund seines Herzens die deutsche Sprache der ungarischen vorzog und das retardirende Deutschthum in den Städten begünstigte. Sie machen es ihm zum Vorwurf, daß er die Bücher und Geschäfte der Pesther Verschönerungscommission, deren Präsident er war, in deutscher Sprache führen ließ, daß er den Pesther Magistrat in seiner eisernen Anhänglichkeit an das deutsche Theater bestärkte. Und in der That ist es für die Ungarn verlegend genug, daß in der Hauptstadt des Reiches, deren Aemter sich doch sämmtlich der ungarischen Sprache bedienen müssen, auf dem belebtesten Plage der Stadt ein ungeheures deutsches Theater steht, welches das königlich städtische heißt und Eigenthum der Commune ist, während das ungarische Nationaltheater erst durch Beitrag der Stände weit draußen auf der Kerepeffer Straße erbaut und dotirt werden mußte.

Wie dem sei, auf dem Stadthaus der ungarischen Hauptstadt weht seit drei Monaten eine schwarze Flagge zum Zeichen der Landestrauer.

Der Name Stadthaus, hôtel de ville, klingt sehr angenehm einem deutschen Ohr, das früher nur von Rathshäusern gehört. Es gibt in dem Hause zwar keinen Rathskeller, dafür aber ist da Alles städtisch: Magistrat, Justiz und Polizei. Die Stadt bezahlt ihre Beamten, und kann sie auch durch die Stadtverordneten wählen. In den andern österreichischen Städten ist nur das erstere städtische Gerechtsame.

Hart an dem Eingang des Stadthauses sah ich einen Pfahl mit einem ausgestreckten eisernen Arm, dessen Hand ein blankes Schwert trug. Ich erfuhr, daß dieses furchtbare Sinnbild nur während der Messe herausgestellt werde, und die Sitzung des Meßgerichtes bedeute. Das ist ein außerordentliches Schwurgericht, welches über die während der Messe vorkommenden Streitigkeiten und Betrügereien nach Anhörung der Klage und Vertheidigung augenblicklich und ohne Zulassung einer Appellation entscheidet. Marktdiebe, die man auf der That ertappt, wurden noch vor wenigen Jahren auf dem öffentlichen Platz vor dem Stadthaus auf die Bank gestreckt, und mit einer ansehnlichen Tracht Stockstreiche alsogleich ausbezahlt, worauf man sie laufen ließ. Die Gerechtigkeit war nun befriedigt, aber das Eigenthum war durch diese rasche Maßregel wenig geschützt, auch protestirte das erwachte Schickslichkeitsgefühl gegen diese barbarische Sitte; man kann daher in Pesth dieses Schauspiel nicht mehr genießen; auf dem Lande soll es aber noch in Flor sein.

Das Stadthaus erstreckt seine Macht nur auf die Bürgerklasse; alles was den Namen Edelmann führt, vom höchsten Magnaten bis herab zum adeligen Bauern und adeligen Bettler, gehört in den Bereich der Comitatsbehörde. Die städtische Polizei hat wohl das Recht, jeden, der auf öffentlichen Plätzen gegen die Ordnung frevelt, festnehmen zu lassen, unter dem Vorbehalt, den Edelmann zur Untersuchung und Bestrafung dem Comitats zu überliefern; doch wagt sie sich nicht leicht an den wohlhabenden Edelmann, und auch gegen den reichern Bürger wird nicht mit jener Rücksichtslosigkeit verfahren, die das Gesetz erfordert. Das ist überhaupt ein abscheulicher Mißstand in dem Lande, daß Privilegien und Geld überall durchhelfen. Das Bild der Themis mit den verbundenen Augen dürfte in wenig Sälen ungarischer Jurisdiction passend sein, und das Gesetz scheint hier mehr als irgendwo nur für die Armen gemacht. Doch wird das wohl anders werden, indem die ungarischen Zeitungen solchen Unfug in Stadt und Land bekannt machen und über die Richter Gericht halten.

Die Polizei der Stadt Pesth besteht aus einer uniformirten Municipalwache, Trabanten genannt, und einer Anzahl Agenten in bürgerlicher Kleidung, die man städtische Commissäre nennt. Die Segnungen einer geheimen Polizei hat Pesth bis heute noch nicht erfahren. Der Chef der Polizei heißt Stadthauptmann und wird alle drei Jahre durch die Stadtverordneten neu gewählt.

Die städtischen Commissäre können sich wohl beliebig bewaffnen, aber sie tragen kein Abzeichen ihres Berufs. Nur etwa zwanzig von ihnen sind besoldet, die andern leben wie die Raubthiere vom Fang. Diese letztern haben am meisten zu thun, denn ihr Einkommen hängt von ihren Entdeckungsreisen ab. Sie erhalten den ausgesetzten Preis für eingebrachte militärische Deserteur und von Privatleuten entsprechende Geschenke für die Zurückschaffung entwendeter Gegenstände.

Wie in jedem menschlichen Treiben gibt es auch in diesem Beruf geborne Genies, die alle Berufsgenossen weit hinter sich lassen. Auf meinen Wanderungen durch die Stadt hatte ich Gelegenheit beim Glas Bier den Geschicktesten, Kühnsten und Berühmtesten dieses Gewerbes kennen zu lernen. Nach seinem Aeußern würde Niemand glauben, daß dieser Mann den gefährlichsten Schelmen nachstellt, in die furchtbarsten Schlupfwinkel der Feinde öffentlicher Ordnung eindringt. Er ist ein kleiner, fast stutzerhaft gekleideter Mann, trägt den Hut schief auf dem Kopf, und hat kleine wohlgewaschene Hände. Aber seine kleine Hand ist wie aus Stahl und sein Leib hat die Kraft und die Festigkeit eines Löwen. Wenn Gyriak seinen Stock bei sich

hat, nimmt er es mit drei Kerlen auf, aber obgleich von allen Schelmen wohlgekannt und blutig gehaßt, geht er doch bei Regenwetter nur mit dem Regenschirm aus, und durchstreicht so die finstersten und entlegensten Straßen. Blasse Furcht hat noch nie an Cyrial's Herz gepocht. Sein Hauptvorthell besteht darin, daß er nie überrascht wird; mit dem Ohr eines Tigers hört und erkennt er auf hundert Schritt den leisesten Tritt, seine kleinen stechenden Augen durchdringen die schwärzeste Nacht, und erschauen in der Seele des gegenüberstehenden Feindes jede Bewegung, die er machen will und welcher momentane Gedanke ihn durchzuckt.

Cyrial hat schon oft Geld und Leben daran gesetzt, eine verbrecherische That aus dem Dunkel zu ziehen, Missethäter, die lange der Rache des Gesetzes entgingen, beim Kragen zu fassen. Er war oft Wochen lang auf der Fährte des Wildes und verfolgte dessen Spur Meilen weit durch Städte und Comitats. Er trägt Namen und Personbeschreibung von Hunderten verdächtiger Individuen in seinem Taschenbuch und ist vollkommen bekannt mit ihrer Familie und Lebensweise, ihren Charakteren und Liebchaften.

Und was treibt diesem Mann mit solcher Ausdauer und Verwegenheit hinter Schelmen und Gaunern her? Es ist dies weniger Gewinnsucht als sein eigenthümliches Geschick. Als Cyrial noch unter dem Herzen der Mutter ruhte, wurde, wenn auch nicht sein Beruf, doch die vorherrschende Neigung und das Talent dazu vom Schicksal bestimmt.

Cyrial war der Sohn eines fleißigen Tischlers in einem Landstädtchen. Dieser ernährte sich ziemlich gut und legte sogar einige Ersparnisse zurück, obgleich er drei Kinder hatte. Als seine Frau in der Hoffnung war, ein viertes in die Welt zu setzen, wurde sie sehr nachdenklich. Mein Mann, dachte sie, kann eines Tages sich die Hand verletzen und arbeitsunfähig werden, was werden wir dann mit unsern vier Kindern anfangen?

War es böse Ahnung oder der Zuwachs der Familie, was die Frau auf so trübselige Gedanken brachte, aber sie konnte sich während der ganzen Schwangerschaft trauriger Sorgen nicht entschlagen. Die düstern Vorgefühle der Tischlerin sollten sich leider in noch viel schlimmerer Weise bald erfüllen. In einer stürmischen Herbstnacht schlichen fünf starke härtige Kerle um das Häuschen des Tischlers. Sie machten sich wenig aus dem eisigen Regen, der ihre rauhen Gesichter peitschte und selbst den Schafpelz durchdrang, der ihre stämmigen Glieder deckte. Der Sturm, der Regen jagte doch auch alles Lebende aus den Straßen und übertönte das Geräusch der brechenden Gitterstäbe am Fenster des Tischlerhäuschens.

Der Tischler und sein Weib erwachten nicht eher, als bis die fünf

Räuber in die Stube stürzten. Im ersten Schreck griff der Tischler nach einer Axt, um Leben und Eigenthum zu vertheidigen. Aber die Axt wurde ihm entrissen und ihm selbst in der Hitze des Kampfes damit der Kopf gespalten.

Die Tischlerin wurde geknebelt und mit dem Messer auf der Brust zur Herausgabe ihrer Ersparnisse gezwungen. Die Räuber packten noch alles Tragbare auf und banden dann die Geknebelte an ein Bett, um ihre Flucht zu sichern. Die angezündete Kerze ließen die Räuber auf einer Bank stehen und die Tischlerin mußte bei dem Lichte ihren Mann sich im Blute wälzen sehen, ohne ihm beistehen zu können.

Das Entsetzen der armen Frau sollte aber noch gräßlicher gesteigert werden. Das Licht auf der Bank schmolz herunter, der hölzerne Leuchter, vom geschmolzenen Talg übergossen, fing Feuer. Die Flamme theilte sich Hobelscharten mit, die auf der Bank lagen, bald wurde diese vom Brand ergriffen, die Flamme leckte allmählig an den mit Spänen bedeckten Dielen und zuckte an den Betten hinauf, worin die Kinder schliefen.

Die Tischlerin sah das Unheil um sich greifen, sie machte ohnmächtige Versuche zu schreien und die Bande zu zerreißen. Das Herz wollte ihr bersten in der pochenden Brust, die Augen traten aus den Höhlen, ihr Haar sträubte sich zu Berge, bis sich endlich erlegend unter den fürchtbaren Leiden ihre Seele umnebelte, und während ein fast erstickender Rauch ihr Haupt umwallte, schloß eine wohlthuende Dhnmacht ihr entsetztes Auge.

Die Tischlerin sollte jedoch nicht in den Flammen das Ende ihrer Leiden finden. Als einem der Kinder das Feuer nahe kam, wurde es von der Hitze und dem plötzlichen Glanz in der Stube geweckt. Es sprang erschrocken aus dem Bett und stürzte vom Instinkt getrieben aus dem offenen Fenster. Das Geschrei des Kindes wurde von dem heftigen Geheul aller Hunde im Dorfe begleitet. Die Nachbarn eilten an die Fenster, sie sahen den Schein der Flamme, die in ungarischen Städtchen, wo alle Häuser aus Holz und Stroh bestehen, besonders gefürchtet ist, und bald war die brennende Stube voll Menschen. Die vom Regen angeschwollenen Pflügen boten gute Löschmittel.

Sobald das Feuer gelöscht war, sah man sich nach den Bewohnern des Häuschens um. Der Tischler war bereits dem Grabe verfallen, sein Weib wurde zwar in's Leben zurückgerufen, doch kam sie nie wieder zu Verstand. Wenige Tage nach dem Ereigniß gebar sie einen Sohn, unsern Cyriak.

Waren es nun die bösen Ahnungen der Tischlerin und das schreckliche Ereigniß während ihrer Schwangerschaft, oder die spätere Erzählung von dem Unglück seiner Eltern, was auf Cyriak's Gemüth einwirkte — Cyriak

zeigte von frühesten Jugend an einen wüthenden Haß gegen Räuber und Diebe. Als Knabe schon konnte er einen Hund, der ein Stück Fleisch entwendet, mit der Wuth und Hirtigkeit eines Tigers verfolgen. Er war der Schrecken der Ratten in dem Hause, wo er wohnte. Sein scharfes Auge entdeckte die Spuren dieser Räuber, sein feines Ohr erlauschte sie in ihren Schlupfwinkeln und er war unglaublich ersünderisch in den Mitteln zu ihrer Vertilgung.

Gyriak wurde zu einem Schneider in die Lehre gegeben. Nach Beendigung der Lehrjahre trat er die Wanderschaft an. Seine unüberwindliche Abneigung gegen Diebstahl aller Art trieb ihn von einem Meister zum andern; denn er konnte es nicht ansehen, wie die Meister beim Zuschneiden ein Stück von dem Stoffe ihrer Kunden sich zueigneten.

Ein ähnlicher Umstand führte ihn endlich nach Pesth. Auf der Herberge zu Temesvar vermißte er eines Morgens beim Erwachen sein Taschentuch. Nur ein einziger Geselle hatte die Nacht über mit ihm die Stube getheilt, und dieser war bereits weiter gewandert. Er mochte das Taschentuch aus Versehen oder als leichte Beute mit sich genommen haben. Es war dies das erste Mal, daß Gyriak auf solche Art etwas von seinem Eigenthum einbüßte. Er wollte sich nicht gleich dem Gedanken an Diebstahl hingeben, da er mit dem Kameraden den Abend zuvor freundschaftlich gegessen und getrunken. Er sann daher lange nach, wann er sein Tuch zum letzten Male in Händen gehabt, ob er es vielleicht verloren hätte. Als er endlich überzeugt zu sein glaubte, daß er das Tuch kurz vor dem Einschlafen auf den Sessel neben dem Bette gelegt, wollte er sich überreden, der Kamerad habe das Tuch wohl nur aus Versehen mitgenommen. Dennoch konnte er sich die Sache nicht aus dem Kopfe schlagen, und in der darauf folgenden Nacht sah er im Traum den Gesellen, wie ihm der Zipfel seines Tuches aus der Rocktasche hing, oder wie er es üblicher Weise benutzte. Gyriak wälzte sich ruhelos auf dem Lager, und er kam endlich zu dem festen Entschlusse, den Dieb zu verfolgen und ihm sein Eigenthum zu entreißen. Der Geselle hatte ihm gesagt, daß er nach Pesth gehen wolle, dahin eilte er ihm in starken Tagemärschen nach. Unterwegs erkundigte er sich in den Wirthshäusern an der Straße nach dem Gesellen, indem er seine Person genau beschrieb, und erfuhr auch wirklich, daß dieser dagewesen und auf der Straße nach Pesth weitergegangen sei. Gyriak würde ihn gewiß eingeholt haben, aber der Geselle mußte wahrscheinlich Furchtens halber in die anliegenden Dörfer einen Abstecher gemacht haben.

Als Gyriak von den Höhen Dfens die weitgestreckten zwei Städte über-

sah, erkannte er, wie schwierig es sein müsse, hier eine fremde Person auffindig zu machen, da selbst Einwohner Monate lang sich da nicht begegnen müßten. Finster und gequält ging er durch die Straßen und kam endlich am Stadthaus vorüber. Da kam ihm der Einfall, sich mit einem Polizeimann über den Gegenstand seiner Sorge zu besprechen. Der Polizeimann lachte ihm in's Gesicht und versicherte, es kämen hier sehr oft und viel kostbarere Dinge abhanden, ohne daß man Diebe und Entwendetes auffinden könne. Bei diesen Worten röthete sich Cyriak's Gesicht, seine Augen funkelten und seine Nasenlöcher rissen sich weit auf, wie die eines Hundes, wenn er ein Wild wittert. Diese verborgenen Uebelthäter aufzuspüren, diese geheimen Frevel zu entdecken, schien ihm ungemein reizend, er ahnte darin seinen Beruf, seine Lebensaufgabe. Er theilte auch dem Polizeimann seine Gedanken mit, dieser führte ihn zu seinem Obern, und so ward Cyriak „städtischer Commissär“ ohne Gehalt.

Die Erlebnisse Cyriak's als Polizeiagent könnten für Diebsgeschichten Stoff genug bieten, alle aber zeigen von großer Kühnheit und Schlaubheit und einem merkwürdigen Scharfblick dieses Menschen, der nicht mehr als wenig schreiben und lesen gelernt. Wer weiß, dachte ich, ob manche Polizeiagenten, die den Titel Polizeirath führen, diesem unbefoldeten und unbettelten Mann an Scharfsinn und Gewandtheit überlegen sind. Seine Geschicklichkeit, sich unkenntlich zu machen, ist wahrhaft bewundernswerth; er ging mit mir eine Wette ein, daß er den nächsten Abend in derselben Restauration sein werde, ohne von mir erkannt zu werden. Er gewann auch die Wette, denn ich zweifelte wirklich an seiner Anwesenheit, bis eine ganz fremde Person, die bereits einige Zeit in meiner Nähe geseßen, sich plötzlich mit den Worten zu mir wandte: „Ich bitte um einen Gulden, Sie haben Ihre Wette verloren.“

(Zweite Abtheilung im nächsten Hefte.)